

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

8) Roman von C. Wiebig.

„Aber wieso denn?“ Das Mädchen wurde ganz blaß. „Eben sagte noch die Dame, die schöne Frau von Linden — Linden — ach, Sie wissen schon! Die dort in dem ausgeschnittenen Sammetkleid und dem Brillanfstern — die schien viel Wert auf Herrn Maier zu legen!“

„Kunststück! Er wird ihr neuestes Buch verlegen sollen, nimmt ja kein anständiger Verlag. Lauter Nuditäten! Wissen Sie, Fräulein“ — Goedete beugte sich näher und flüsterte geheimnisvoll — „Intriguen, Komplikationen, nichts weiter, trauen Sie keinem! Mit dem —“ er blinzelte mit einem Auge nach Volten — „mit dem lassen Sie sich man schon jarnicht ein!“

„Aber die Damen, mein Gott, die berühmten Schriftstellerinnen, alle drei sind doch mit ihm —“

Er ließ sie gar nicht ausreden. „Lauter Komplikationen! Aber —“ er klopfte ihr auf die Hand — „seien Sie nur ganz außer Sorge! Ich bin auch noch da, und was ich anfange —“ er rieb sich die Hände und blies die Backen auf — „hat immer Chic! Da habe ich neulich“ — er brach ab und fuhr hastig herum — „rief da nicht jemand meinen Namen? Ach so, Direktor Schwerfeger! Er hielt die Hand vor den Mund: „Janz jenialer Direktor! Sucht den dritten Mann zum Stat. Ja, ja, ich komme schon, Verehrtester! Verzeihen Sie, Fräulein, ich bin unabhömmlich!“ Er machte eine hastige Verbeugung. „Sie hören noch von mir!“ Fort war er.

Elisabeth sah noch, wie sein schwarzer Frack zwischen Thüren und Menschen durchschwänzelte; sie wußte nicht recht, warum, aber sie hatte große Lust zu lachen. Der Kopf wirbelte ihr; langsam ging sie zum Sofa zurück.

„Der gute Goedete hat sich ja ordentlich ins Zeug gelegt!“ sagte Volten.

„Was ist der Herr?“ fragte Elisabeth schüchtern.

Ein heimliches Lächeln glitt über die Gesicht. Keine Antwort.

„Wer ist er eigentlich?“ fragte sie noch einmal.

„Das „eigentlich“ ist köstlich! Haha! Hahaha!“ plakte der Doktor heraus, er schien sich zu amüsieren. „Ja, mein Fräulein, da fragen Sie etwas viel. Sagen wir“ — er dämpfte seine Stimme — „Hans in allen Ecken. Ein reicher Mann mit litterarischen Ambitionen. „Ich ambitioniere“, würde er sagen; er sitzt im Vorstand aller möglichen und unmöglichen Vereine, hat Geld bei Zeitungen, Journalen und Theatern, darf deshalb mehr oder weniger ein Wort mit dreireden. Im übrigen versteht er von der Litteratur so viel, wie der Ochse vom Lautenschlagen.“

„Ach!“ Mehr brachte Elisabeth nicht heraus. Sie saß ganz stumm und steif. Es war gut, daß es hier bald zu Ende ging; einzelne empfahlen sich schon. Sie unterdrückte ein Gähnen, eine große Müdigkeit kam über sie und eine leis sich regende Enttäuschung. Diese wich erst, als Frau Leonore sie beim Abschied in die Arme schloß.

„Liebes Kind, reizend! Man hat mir unausgeseht Komplimente gemacht. Ich habe Sie Dr. Volten warm empfohlen; Verlagsbuchhändler Maier hat mindestens eine halbe Stunde mit mir über Sie gesprochen. Zu schade, daß unser Eisenlohr heute nicht hier sein konnte, aber ich hoffe, ein andermal! Ich muß Sie mit unserem größten Dichter bekannt machen!“

„Sie sind so gut!“ Elisabeth beugte sich über Frau Leonores kleine Hand und drückte ihre warmen Lippen darauf.

„Herzchen!“ Leonore wurde ganz enthusiastisch. „Wir müssen uns „Du“ nennen! Wenn man so gleich denkt und gleich empfindet wie wir! Also „Du“ — hörst Du? Und wann kommst Du wieder zu mir? Morgen, übermorgen? Komm morgen! Wir haben so viel zu plaudern. Und sei fleißig, hörst Du, sei fleißig, kleines Genie!“

Das war das letzte Wort. Elisabeth stand unten auf der Straße und sah die Dunkelheit nicht; es war hell um sie, ganz hell, ihre Augen leuchteten, als spiegelte sich die Sonne darin wider.

Sie hatte sich Fräulein Rosen angeschlossen; Elisabeth hätte sich nichts daraus gemacht, zu Fuß zu gehen, aber schon bei dem Gedanken war Mlinde ganz entsetzt. „Wo denken Sie hin, zwei junge Mädchen so spät in der Nacht allein?! Noch dazu in der Nähe des Tiergartens und in meiner Toilette!“ So nahmen sie eine Droschke.

Elisabeth war sehr gesprächig; das Glückempfinden, das sie durchströmte, hatte ihr die Zunge gelöst. Die Droschkenfenster ratterten, der Hufschlag des müden Gauls klapperte auf dem Asphalt, die Räder polterten über Pferdebahngelise — ihre helle Stimme übertönte alles. „Und glauben Sie wirklich, daß ich vorlesen darf? Ach, und wenn der Doktor was von mir druckte! Wie gut die Menschen sind! Was Frau Mannhardt — Leonore,“ verbesserte sie sich — „doch alles für mich thut!“

„Sie sind wohl sehr befreundet?“ fragte die Rosen.

„Nein, eigentlich gar nicht; bis jetzt wenigstens nicht. Aber nun! Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Herrn Mannhardt, unser Arzt in Meseritz ist ein Verwandter von ihm. Der interessiert sich für mich — ach, mein guter Doktor! Er schrieb ihm einen langen Brief, und ich ging dann gleich den ersten Sonntag punkt zwölf hin.“

„Dieser Arzt in Meseritz ist wohl noch ein junger Mann? Na, na!“ Mlinde witterte gleich einen Roman; sie drohte schelmisch mit dem Finger.

Elisabeth sah sie groß an. „Er war ein Freund meines Großonkels,“ sagte sie ernst; „er hat ihm auch die Augen zugebrückt. Er war sehr gut zu mir, es wurde mir schwer, mich von ihm zu trennen. Aber ich wollte nach Berlin, ich mußte nach Berlin, ich muß etwas erreichen!“ Wie aus der Pistole geschossen fuhren die letzte Worte heraus; die Droschke schien zu eng für den vollen, freundigen Klang dieser Stimme. „Ich muß!“

„Ja!“ seufzte die Rosen, „diese Illusionen haben wir alle gehabt!“

„Sie seufzen?“ Elisabeth wurde ganz eifrig. „Sie können sich doch gewiß nicht beklagen! Wer so viel erreicht hat!“

„Ach!“ Mlinde sprach nachlässig, „so meine ich das ja gar nicht. Man stumpft eben so ab. Im Anfang, wenn einem alles neu ist, ist man schon glücklich, nur seinen Namen gedruckt zu sehen. Jetzt — du lieber Gott! Es berührt mich nicht einmal mehr, wenn ich die glänzendsten Rezensionen oder irgend einen Essay über mich lese.“ Sie lehnte sich zurück und zog den eleganten Pelzmantel fester um die entblößten Schultern.

Elisabeth sah sie bewundernd an.

„Es erscheint jetzt wieder ein großer Roman von mir in Volten's Blatt, einer bei Bornemann und einer im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Ich schreibe doch so das Jahr meine zwei bis drei Romane, abgerechnet die vielen kleinen Sachen.“

„Um Gotteswillen!“ sagte Elisabeth, „ist das möglich?“

„Ich werde so bestürmt, ich kann mich nicht retten, jeden Tag Briefe und Briefe — Anfragen von Redaktionen; es wird zu viel! Mein Arzt sagt: „Sie überreizen Ihren Geist.“ Aber was soll ich machen? Sie sollten mal meinen Schreibtisch sehen: Haufen unbeantworteter Briefe! Meine Schreibmaschine klappert den ganzen Tag. Wenn's nicht gerade in der Saison ist, schreibe ich zwei Feuilletons den Vormittag.“

Elisabeth sagte nichts mehr, sie sah nur immer groß drein.

„Diese Aufmerksamkeiten!“ Mlinde wurde zutraulich, „diese Briefe! Sowie etwas Neues von mir erscheint, regnet Blumen in meine Studierstube und reizende kleine Gadeaux. Besuchen Sie mich doch, ich zeige Ihnen alles, ja?“

„Das möchte ich wohl.“ Elisabeth reichte ihr die Hand: „Ich danke Ihnen, ich komme sehr gern!“ Und dann mit einem Seufzer: „Ach, wenn ich's nur jemals halb so weit brächte!“

„Die Anerkennung thut freilich wohl!“ — Mlinde lehnte sich noch bequemer hintenüber — „aber das Höchste ist doch die eigene Befriedigung des schaffenden Künstlers. Ich lebe einzig für meine Kunst. Ich mache ziemlich viel mit, aber selbstverständlich nur zu Studienzwecken. Die feinsten Motive

finden sich allein im Salon. Diese herrlichen Stoffe, großartige Stoffe! Diese wunderbaren Fäden von Mensch zu Mensch, von Mann zu Weib, ich belausche sie. Ach, wenn ich alles erzählen wollte!"

"Entschuldigen Sie," — das Mädchen legte die Hand auf den Griff der Wagenthür — „ich steige jetzt aus, hier ist mein Haus. Halt, Kutscher!"

"Adieu, liebes Fräulein!" Minde war sehr freundlich. „Sie besuchen mich also?"

"Gern!" Elisabeth stand schon draußen, ihr Gesicht sah noch einmal in den Wagen zurück. „Sehr gern!" — — —

Hastig stieg Elisabeth die vier Treppen hinauf zu ihrer Gartenwohnung. Gartenwohnung? Der reine Nohn! Nichts als Dächer, lauter Dächer. Tief unten ein enger Hof mit einem kleinen Rasenfeld in der Mitte. Wie im Traum war sich das Mädchen hier anfangs vorgekommen; sie, die immer gewohnt gewesen, gleich aus der Stube im Garten zu sein, sie mußte nun viele, viele Stufen hinauf- und hinabsteigen. Merkwürdig, wie das ganze Berliner Leben, war auch das: immer in Hut und Handschuhen gehen, nie einen Satz über Gräben machen und im Schlendergang den Wald durchstreifen. Rasch genug hatte sie sich gewöhnt, drei Monate war sie erst hier. Sie nahm die Treppen wie selbstverständlich.

Sie leuchtete sich jetzt mit dem Wachskerzen und schloß geräuschlos die Thür ihrer Wohnung auf. Da war die Küche — und da die zwei Stuben — — eng! Auf den Zehen ging Elisabeth, um die alte Mäule nicht zu stören, die hinter einem Vorhang in der kleinen Küche schnarchte.

Langsam, wie träumend, legte sie ihre Kleider ab. So spät war sie in ihrem Leben noch nicht zu Bett gegangen, nur vor dreiviertel Jahren im Mai, als der Großvater die Augen geschlossen hatte. Sie mußte jetzt so sehr daran denken; damals war sie unglücklich gewesen, und heute? So glücklich!

(Fortsetzung folgt.)

Dies und das vom Bienenvolk.*)

Eine Plauderei von A. Thimat (Winterthur).

Man darf wohl sagen, daß im allgemeinen die Bedeutung des Bienenvolkes zu wenig gewürdigt wird. Wir sind geneigt, diese Insekten nur als Honigproduzenten wertzuschätzen und der anderen wichtigen Dienste, die sie leisten, nicht zu gedenken.

Hörte die Bienensippe urplötzlich auf zu existieren, so würde das eine tief eingreifende Störung in der Harmonie des Naturhaushalts zur Folge haben. Viele jungsträuchige Blumen auf Aue und Wiesenplan, am Hügelhang und Bachufer würden in ungestillter Sehnsucht sich verzehren und ihre Bestimmung verfehlen, da sie nur dann für die Fortpflanzung der betreffenden Pflanzenarten sorgen können, wenn ihnen der befruchtende Staub männlicher Blüten zugeht, ein Geschäft, an dem die Biene als veritaabler Postillon d'amour in hervorragender Weise sich beteiligt.

Mit allerlei Mandävern und Zinten versuchen die Blüten das Wohlwollen und die Hilfstätigkeit der Insekten zu sichern. Jeder Raune und Liebhaberei der geflügelten Leinen Vagabunden wird Rechnung getragen, und was wir Blumen nennen, das sind, vom Ausgangspunkte der betreffenden Pflanze aus beurteilt, mit lodendem Röder geschickte gestellte Fallen. Die Biene ist ein anspruchsvoller Wesen, und wir sehen daher, daß die Blüten sich darin zu überbieten suchen, dem Geschmack ihrer Patrone durch gefällige Form, durch harmonische Farbmischung und aromatischen Duft zu schmeicheln. Sie verstehen es, Nektare zu machen und die Insekten darauf hinzuweisen, wo der von ihnen begehrte Nektar zu finden ist. Diesen aber haben sie so kunstvoll verdeckt, in so schlauer Weise mit mechanischen Vorrichtungen umgeben, daß das fuchende Geschöpf den Schatz gar nicht heben kann, ohne die auf Befruchtung gerichteten Absichten der Pflanze zu fördern.

Die Bienen sind, wie jeder weiß, gewiegte Architekten; beim Bau ihrer Waben haben sie mit den sechseckigen Zellen die schwierigste Aufgabe, das Maximum von Konstruktionsstärke und Raumausnutzung mit dem Minimum von Materialaufwand zu vereinigen, aufs glücklichsche gelöst. Bis die kleinen Baumeister ihre hohe Kunstfertigkeit erreichten, sind jedenfalls ungezählte Jahrtausende vergangen. Der ursprüngliche Instinkt mag die den Hummeln und Bienen gemeinsamen Urnahmen dazu getrieben haben, unregelmäßige Zellen zu konstruieren, so wie wir das heute noch in den Nestern der Hummeln beobachten können, die in den Anfängen der Kultur fester geblieben sind, während die Linie der Bienen, nachdem sie vom großen Stamme sich abgezweigt, stetig auf den Fortschritt bedacht gewesen ist.

Sobald die Hummelnkönigin unter einem bemoosten Wurzelstocke, zwischen Steingeröll, in einem verlassenen Wiefelloch oder sonstwo einen für die Gründung der Kolonie passend erscheinenden Platz gefunden hat, trägt sie Blütenstaub und Honig dort zusammen, Inetet daraus eine kompakte Masse und legt darauf ihre Eier ab. Die

ausstreichenden Farben graben sich in den Klumpen ein und spinnen darin nach erweichter Maturität ihre Cocons. Wenn aus diesen die jungen Hummeln zum Vorschein gekommen sind, werden die leeren Gehäuse als Honigbehälter benützt, und erst wenn die so gewonnenen Vorratskammern nicht mehr ausreichen, machen die Arbeiter der Kolonie primitive Versuche, aus Wachs runderliche Zellen in ganz unregelmäßiger Anlage herzustellen. Viele braucht's nicht, da ja doch die ganze Herrlichkeit im Herbst ein Ende nimmt.

Für die Entroidung der Waben des Bienstöckes aus solchen einfachen Anfängen heraus ist die Köstlichkeit des zum Bauen verwendeten Materials maßgebend gewesen. Um ein Gramm Wachs absondern zu können, muß die Biene fünfzehn bis zwanzig Gramm Honig konsumieren, und es liegt auf der Hand, daß diejenigen Gemeinwesen, welche Mittel und Wege fanden, mit dem kleinsten Quantum des betreffenden Fabrikates sich zu behelfen und dafür den nichtverbrauchten Honig für den Winter zu sparen, einen Vorprung vor anderen, weniger geschickten gewannen. Durch das Warten der natürlichen Selektion wurden nach der angestrebten Richtung hin immer günstigere Resultate erzielt, bis schließlich die äußerste Grenze der Vollkommenheit erreicht worden war, die wir jetzt im Bienenvolk bewundern.

Wienen aus dem gleichen Stod erkennen einander nach längerer Trennung wieder, wahrscheinlich durch den Geruchssinn. Auch Mitteilungen verstehen sie sich zu machen. Daß sie einen lebhaften Widerwillen gegen Düste bekunden, die auch unsere Nasen beleidigen, dafür will ich einen Beleg geben.

Wir hatten da vor ein paar Jahren im Garten Frühkartoffeln gesteckt in einem Beete, das nur wenige Schritte von unsezen vier Bienenvölkern entfernt war. Im Vorjommer fiel's den Krähen, die im nahen Walde ihr Standquartier hatten, ein, die saftigen jungen Erdäpfel auszugraben, und so großen Geschmack fanden sie an dieser Kost, daß wir uns veranlaßt haben, unter die biebijsche Bande zu schießen und einen der erlegten Uebelthäter, den andern zum abschreckenden Exempel, am nächsten Baume festzumageln. Die Krähen blieben weg, dagegen sahien der Teufel in die Bienen gefahren zu sein. Niemand durfte es wagen, an die Stöcke heranzutreten; Menschen und Tiere wurden mandmal schon beim bloßen Vorbeipassieren überfallen und jämmerlich zerstozen. Das ging eine Weile so fort; die Nachbarn beschwerten sich; die Wienen waren zur reinen Landplage geworden. Schließlich klärte die Sache sich auf: Eines Morgens ging ich dicht an dem Baume mit der gezeuzigten Krähe vorüber und bemerkte, daß jede von Federn entblößte Stelle des toten Körpers mit Bienenschnägeln gespißt war. Die Insekten hatten an dem Gegenstande, der einen ihnen unerträglichen Gestank verbreitete, sich räthen wollen und dabei zu Hunderten sich aufgeopfert. Die Biene kann ihren mit einem Widerhaken versehenen Stachel aus der damit geschlagenen Wunde nicht herausziehen und erleidet infolge dessen selber fatale innere Verletzungen. Der Kadaver wurde schließlich beiseite geschafft, die Bienen beruhigten sich, und wir konnten wieder ungefährdet den Garten betreten.

Für die Interessen der Kommune sind die Arbeitsbienen jederzeit bereit, das Leben einzusetzen; Gefühle rein persönlicher Freundschaft scheinen ihnen dagegen fremd zu sein. Auch der der Königin erwiesene Respekt beruht lediglich auf dem Nützlichkeitsstandpunkte des Schwarmes. Nie habe ich beobachtet, daß die einzelne Biene einer in Nöien geratenen Genossin bespringt, wie dies z. B. die Ameise thut. Hält man auf dem Flugbrette eine Arbeiterin fest, dann klümmern sich die andern nicht um die Gefangene. Geht man noch weiter, zerquetscht man das Tierchen, dann fröhnen die am Leisnam Vorbeikomenden unbedenklich dem Kannibalismus; mit offenkundigem Behagen saugen sie den aus dem Körper gestossenen süßen Saft auf.

An den Menschen, der sich viel mit ihnen abgiebt, gewöhnen sich Bienen und Hummeln; man kann sagen, daß sie bis zu einem gewissen Grade zahm werden.

Ich mache mir ein Vergnügen daraus, alljährlich ein Duzend Hummelnköniginnen im Zimmer zu überwintern, wo sie in einer mit Moos ausgefütterten Schachtel Quartier beziehen. Die Schachtel hat einen Glasdeckel und ein Schiebethürchen an der Seite. Täglich gebe ich meinen Pensionärinnen ein paar Stunden Freiheit, und in der Regel haben wir schon nach Verlauf der ersten Wochen uns so befreundet, daß die komischen, biden Tierchen mir furchtlos auf den Händen herumkrabbeln. Ungeniert naschen sie von den zwischen den Fingern gehaltenen Zuderbroden, ohne zu fliehen oder zu stechen, wenn ich sie streichle. Ihre Wohnstätte suchen sie meist wieder von selber auf, sie nehmen aber auch nicht übel, wenn ich sie behutsam auffasse und zum Thürchen trage.

Da wir dem ästhetischen Geschmace des Bienenvolkes zum guten Teil dem unsere Wiesen und Auen schmückenden Blumenflor verdanken, verdienen die über den Farbensinn dieser Insekten angestellten Untersuchungen Beachtung. Als Resultat hat sich ergeben, daß Blau die Lieblingsfarbe ist und daß in der Ordnung, in welcher sie bevorzugt werden, Weiß, Gelb, Rot und Grün folgen. Zur Erklärung der damit in scheinbarem Widerspruche stehenden Thatsache des nicht übermäßig häufigen Vorkommens blauer Blumen nimmt man an, daß diejenigen Pflanzen, welche heute blaue Blüten tragen, Abstammlinge von ursprünglich grünblättrigen sind, die im Verlaufe der Jahrtausende, unter dem Einfluß der ihnen von den Bienen zugewendeten Kultur, die roten, gelben und weißen Zwischenstadien bereits durchlaufen haben.

*) Aus der „Frankfurter Zeitung“.

Um sich darüber zu vergewissern, ob Bienen auch durch den Gehörsinn geleitet werden, stellte der hervorragende englische Entomologe Lubbock eine Schale mit Honig auf eine nahe am Hause im Garten placierte Spieldose, die zwei Wochen lang tagsüber im Gange gehalten wurde. Während dieser Periode kamen die Bienen regelmäßig und machten sich die bequeme Jourtagergelegenheit zu nütze. Die Dose wurde nun mit dem Honig über Nacht nach dem nächstgelegenen Zimmer des Hauses gebracht und am folgenden Morgen die Musik bei offenen Fenstern wieder fortgesetzt. Die Bienen blieben aus. Erst nachdem man einige eingefangen und im Zimmer freigelassen hatte, fanden diese den Honig, flogen nachher ins Freie und kehrten bald mit zahlreichen Genossen in der früheren Regelmäßigkeit wieder ein.

Dass der Gehörsinn den Bienen nicht fehlt, ist trotzdem mit Bestimmtheit anzunehmen. Der Ton, mit dem die alte Stammutter, wenn die Schwärmezeit gekommen ist, die junge königliche Brut davon avisirt, das sogenannte Pfeifen, kann in einiger Entfernung vom Stode deutlich vernommen werden und wird auch von denen, welchen es gilt, zweifelsohne verstanden, da sie ebenso vernehmlich antworten. Möglich, daß Insekten aus verständliche tiefe Töne nicht empfinden, dagegen sehr hohe, deren Schwingungen auf unsere Gehörnerven keinen Eindruck machen. Möglich auch, daß diese Geschöpfe Sinneswahrnehmungen haben, von denen wir, mangels analoger Organe, uns überhaupt keine Vorstellung machen können. —

Kleines Anecdote.

h. **Unabhängig.** Der Besitzer Krüger hatte eben das Geld für die Fuhren eingezogen, die er dem Holzhändler gemacht hatte. Er stand im Laden des Gastwirts und Kammanns. Das eine Bein hatte er auf die Bank am Fenster gestellt und mit einem Schwämmchen schmierte er schwarzes Fett auf seinen Stiefel. Als und zu sah er auf: „He, he; aber fein werden sie. Ganz blank . . . Ganz blank werden sie!“

Dann lachte er, wie wenn ein Hofsund knurrt, und nahm einen großen Zug aus der Schnapsflasche, die neben ihm auf dem Tisch stand.

„He, was; werden die nicht blank?“ fragte er mit drohender Stimme den Lehrer, der am Ladentisch Cigarren prüfte.

„Ja, hm!“ machte der.

„Neck! Neck! Sieb mir noch 'ne Schachtel von dem Zeug für den andern Stiefel!“ schrie Krüger dem Kaufmann zu und lachte wieder in seiner brünnigen Weise. Voller Freude trat er hin und her und betrachtete den hohen Stiefel fast zärtlich. Dann stellte er das andere Bein auf die Bank und beschmierte den zweiten Stiefel, an dem noch der nasse Lehm von der Landstraße liebt. Währenddem trank er immer wieder aus der Schnapsflasche und sagte dabei: „He, he; aber fein werden sie. Ganz blank . . . ganz blank werden sie!“

Dann lachte er und schmierte weiter. Als er auch die zweite Schachtel geleert hatte, ging er breitbeinig, mit rotem Schnapskopfe auf und ab und sagte, mit verschlucktem Lachen: „He, was . . . he, hm . . . blank sind sie . . . ha, hm . . . aber fein! . . . ha, hm . . .“

Befriedigt betrachtete er seine Stiefel. Dann trat er auf den Lehrer zu: „Was, Herr Mohr, wir können uns doch auch fein machen? Ha, ha, hm! . . . Was, sind die Dinger nicht blank?“

Der Lehrer stieß langsam seine Cigarre ein und sagte nach längerer Pause, in der ihn der Bauer angefixirt hatte: „Ja, das soll wohl sein; aber Sie hätten sich erst den Dreck abstriften sollen.“

„Was . . . was . . . he, hm!“ Der Bauer schwankte voll Zorn auf ihn zu. „Was, was?! . . . Du denkst wohl, wir sind Mistbauern? Was? . . . Was bist Du denn? . . . Du? . . . Jarnischt bist Du! Du lebst ja man von uns, von unserer Gütmütigkeit. Jawoll, wir brauchen Dich nicht, Du, Du . . . Wir brauchen überhaupt keinen. Verstehest Du?! Wir sind unabhängig!“ Die ganze Händelsucht und Ueberhebung des norddeutschen Bauern, die sich stets zeigt, sobald er mit Geld in der Tasche klumpen kann, kam bei ihm heraus.

Der breitschultrige Wirt schob sich rasch vor ihn: „An sag mal, Krüger, was hat Dir Herr Mohr gethan? Wozu querst Du nu wieder?“

Der Lehrer ging rasch hinaus; als er an den Fenstern vorbeilief, hörte er noch das brünnige Lachen des Bauern.

Wenige Tage später ging während der Nachmittagsstunde mehrmals ein Mann an den Fenstern der Schulstube vorbei. Der Lehrer erkannte den Bauer Krüger, der unentschlossen vor dem Schulhause hin und her irrte. Er that, als achte er nicht auf den Bauern.

Endlich klopfte es an der Thür. Der Lehrer ging langsam hinaus. Ganz formell und erstaunt fragte er: „Oh, Herr Krüger! Sie wünschen?“

„Es ist man,“ antwortete der Bauer „verlegen, ich . . . ich möchte man gern die Hüteheine haben für die beiden Jungs, na . . . die ich schon im vergangenen Jahr hatte.“

Der Lehrer unterdrückte seine Freude und sagte kalt: „Ja, da muß ich Sie schon bitten, zu einer anderen Zeit zu kommen. Jetzt ist Unterricht! . . .“ Mit einer bezeichnenden Handbewegung trat er in das Klassenzimmer zurück.

Der Bauer blieb verdugt stehen. —

r. **Schillertheater.** Mit vier Sorten Liebe wurde das Publikum in den am Montagabend aufgeführten vier Einaktern bekannt gemacht. Zuerst kam in Max Dreher's Komödie „Liebesträume“ die Liebe auf dem Lande. Die Aufführung des an Derbheiten reichen Stückes gelang unerwartet gut. Besonders war Grete Meyer eine vortreffliche Darstellerin der so frisch und wohlthuend vom Erzeuger umwehten jungen Gutsbesitzerin, und auch Herr Patry wußte den am Schluß mit der Neugierde gequältesten Lustibus mit guter Laune zu verkörpern. Daß es mit den Feinheiten des medlenburgischen Platt und Missingsch nicht immer klappte, darf man der Künstlerin wie ja auch anderen nicht besonders hoch anrechnen.

Weiter präsentierten sich in Georg Engels „Schäferstündchen“ die Liebe bei Hofe, in dem Lustspiel von Paul Ernst „Die schnelle Verlobung“ so etwas von gut bürgerlichem Liebesleid und schließlich in Kadelburg's bekanntem Schwank „In Civil“ das unaufrichtigste Ding von allen, die Liebe des landläufigen Wäluenleutnants.

Unter den Stücken befand sich ein ganz nagelneues, nämlich das in Versen abgefaßte „Schäferstündchen“ von Engel.

Der junge Ludwig XV. erwartet seine Braut Marie Lecziuska. Bigott erregt, gedenkt er mit Schandern und Thränen der fleischlichen Sünden, die nach des Himmels inkonsequenter Ratifikation sogar mit dem heiligen Ehestand verquickt sind. Der Hof ist in Verlegenheit. Da schickt der Erzieher Abbé Dubois dem König das weitherzige Käthen Ninette auf den Hals. Der Unterricht in der Kunst zu lieben, beginnt; die geniale Auffassungsgabe, die nur einmal untrennbar mit dem königlichen Amt verbunden, bewährt sich auch in diesem Falle; und als die künftige Königin am Schlusse erscheint, wird sie von der vordem so schächternen Majestät mit ausgesetzter Galanterie empfangen.

Solche dramatischen Kleinigkeiten wirken nur durch ein auf das feinste abgetöntes Spiel. Jede Ausdringlichkeit, jede Hervorhebung derber Komik stört die Notofo-Zierlichkeit. Nicht immer gelang es den Schauspielern, sich in Sprache und Spiel glatt zu bewegen.

Paul Ernst's Lustspiel „Die schnelle Verlobung“ zeigt die Bönne und den Schmerz eines sächsischen Philosophen, der die passende Gelegenheit erhascht zu haben glaubt, um sein alterndes Töchterlein einem geriffenen Handlungsreisenden an den Hals zu hängen. Als die väterlicherseits gar zu eilig improvisierte Verlobung im besten Gange ist, muß der Bräutigam mit dem Geständnis herausstücken, daß er bereits anderweitig glücklicher Gatte sei und den Trauring nur der Kludschast halber in der Tasche trage.

Die possierliche Arbeit ist vor einigen Wochen vor einem privaten Kreise aufgeführt worden. In recht gelungener Darstellung brachten die Damen Bernier und Sachmann-Zipser, sowie die Herren Cyben und Weigert den Humor des Stückes zur Wirkung.

Mit dem Einakter-Abend schließt die Spielfaison des Schiller-Theaters. Nicht man das Fazit, so muß man dieser Wälu nachsagen, daß sie zwar viel wertloses Zeug aufstrich, aber in dem Streben, das Publikum so gut es geht, zu erziehen, wenigstens nicht völlig erlahmte. Und das verdient heutigen Tages immerhin schon Anerkennung. —

Kulturgeschichtliches.

Ag. Wie es bei einer Alt-Berliner Hochzeit zuzug, berichtet eine „Kost- und Kleider-Ordnung“ vom Jahre 1604. Das Gesetz teilte die Berliner Einwohner in drei Stände. Zum ersten gehörten neben den geistlichen Würdenträgern und höheren Beamten auch Bürgermeister, Ratsherren, Advokaten und Kaufleute. Im zweiten findet man unter anderem die Schöffen, Gemeindebeamte, Hauseigentümer, die Bierbrauer, Schlächter, Wäcker usw.; im dritten endlich: Vorstädter, Wätsleute, Tagelöhner und Gesunde. Das Hochzeitsmahl war streng nach dem Stande geregelt. Dem ersten waren zu „vier Essen“ auch Butter, Käse, Obst, einerlei Wein und „Vernawisch oder Zerbstier Bier“ erlaubt, der zweite Stand mußte sich mit drei, der dritte gar mit „zwei Essen“ und dem „Berliner Bräu“ begnügen. Die Einladung besorgten die „Unbitter“, deren Braut und Bräutigam jeder für sich nicht mehr als „zwei Männer und zween Gesellen“ schicken durften, und auch nur solche, „die mit einfachen Kränzen“ geschmückt waren. Die „Jungfern“ konnten am Donnerstag vor der Hochzeit auch noch besonders durch eine Frau gebeten werden. Die Trauungen fanden Montags statt. Schlag zwei Uhr hatte das Brautpaar in der Kirche zu sein, sonst fand es die Thür geschlossen und mußte noch obenein zwei Thaler Strafe bezahlen. Die Hochzeitsgeschenke mußten am Dienstag und zwar vor dem Mittagmahl überreicht werden. Ihrer Kostbarkeit war keine Grenze gesetzt, dafür war die Zahl der Gäste wieder genau geregelt. Der erste Stand durfte „acht Tische“ laden und diese am Montagmittag, am Dienstagmittag und am Dienstagabend bewirten. Der zweite mußte sich mit „fünf Tischen“ begnügen, konnte aber auch drei Maßzeiten geben. Die dritte Klasse hatte nur drei Tische und eine einzige Mahlzeit am Montagabend frei. Zutwiderhandlungen wurden mit 20 Thalern gestraft. Dem dritten Stande war es auch untersagt, sich bei der Trauung „vom Kantor vorführen zu lassen“. Der Hochzeitstanz mußte bei dem untersten Stande im Hause gehalten werden, die Tanzböden aufzulegen war streng untersagt. Dafür erhielten die beiden „Oberländer“ für den Dienstagabend den Rathausaal zum Tanze frei. Die Tanzmusik von Fremden ausführen zu lassen, war verboten, sie mußte den „Stadtpfeffern“ übertragen werden. Wollte

eine Familie der ersten Klasse „alle Instrumente“ hören, so mußte sie dieserhalb erst beim Bürgermeister vorstellig werden. Die Musik bei einer Hochzeit zweiter Klasse sollte nur aus „Trommeln und Pfeifen“ bestehen, in besonderen Ausnahmefällen waren jedoch auch „Trummeten“ erlaubt. —

Volkstunde.

gk. Fledermaus und Maulwurf im Volksglauben. Zwei merkwürdige Kreaturen sind im Volksglauben die Fledermaus und der Maulwurf. Sie werden als Tiere, die ein ganz ungewöhnliches Leben führen, häufig zusammengestellt. Hauptsächlich ist es wohl ihre Gewohnheit, am Tage zu ruhen und erst bei anbrechender Dunkelheit sich bemerkbar zu machen, die zu allen möglichen abenteuerlichen Vorstellungen Anlaß gegeben hat. Einige Proben davon werden von Dr. Bartels in der „Zeitschrift des Vereins für Völkerkunde“ mitgeteilt. Da finden sich zunächst alle möglichen merkwürdigen Definitionen der Fledermaus. So nennt sie Georg Forstius, der im 17. Jahrhundert Gekners Vogelbuch neu bearbeitete, „ein Mittelstier zwischen dem Vogel und der Maus, also daß man sie bildlich eine fliegende Maus nennen kann, wiewohl sie weder unter die Vögel, noch unter die Mäuse gezehlet werden, dienevhl sie beyder Gestalt an sich hat.“ Beide Tiere, Fledermaus und Maulwurf, gelten als Verkünder des nahen Todes. Bei den Tirolern heißt es z. B.: „Wenn ein Scher an Deiner Hausmauer einen Erdhaufen aufwirft, da mag sich einer q'fäst machen im Hause — es wird eins bald sterben.“ Derselbe Glaube herrscht in Mecklenburg, Brandenburg, Masuren. In Friesdorf in der Mark sagt man, daß je näher der Maulwurfshügel am Gehöft, der Todesfall um so schmerzlicher sein wird. In Bosnien und Herzegowina glaubt man, daß, wenn der Maulwurf sich bis in das Haus durchwühlt, der Hausherr bald sterben wird. Man sucht sich auch in solchen Fällen gegen das böse Omen zu schützen. Die Magyaren scharren so viel glühende Kohlen in den Maulwurfshügel, der nahe dem Hause aufgeworfen ist, als Bewohner im Hause sind. In der Idee des Volkes erscheinen die Erdhügel, die der Maulwurf aufgeworfen, als Grabhügel. Weniger deutlich ist die Vorbedeutung des Todes bei der Fledermaus. Man könnte nur denken, daß die nur in der Nacht sichtbare Fledermaus den Gedanken an die Todesnacht erweckt. Die Zigeuner z. B. fürchten eine baldige Krankheit oder den nahen Tod, wenn eine Fledermaus an die Fensterscheiben oder sogar in die Stube hineinfliegt. Auch den Südslaven scheint diese Anschauung vertraut, denn die Pest, die sie sich als gespenstisches Weib denken, nimmt häufig auch die Gestalt einer Fledermaus an. Sehr merkwürdig ist es, daß dieselben Tiere ebenso wohl als glückbringend gedacht werden. Bei den Sachsen in Siebenbürgen ist die Anschauung verbreitet, daß, wer Maulwurfsblut zu geeigneter Stunde trinkt, die aber niemand weiß, verborgene Schätze sehen kann. Eine abgebissene Maulwurfspfote galt von altersher als glückbringend im Handel. In Glienitz und Landsberg in der Mark sichert sie dem Besitzer das Glück im Kartenspiel. Für die glückverheißende Bedeutung dürfte wohl eine Uebertragung aus dem fernen Osten vorliegen. In China nämlich galten von jeher die Fledermäuse als glückbringende Tiere. Der chinesische Name für die Fledermaus bedeutet „Matte des Glücks“, und ihre regelmäßigen Flüge im Zimmer sollten das Glück für den Besitzer anzeigen. Im nördlichen China ist es sehr gebräuchlich, fünf Fledermäuse, um einen Kreis gruppiert, darzustellen. Der Kreis bedeutet die Mondthür, d. h. eine kreisförmige Thüröffnung, die das Haus versteinbildlicht, die fünf Fledermäuse die fünf Arten des Glücks, die in chinesischen Gegenwünschen angeführt werden, nämlich: „Langes Leben, Reichthum, Gesundheit, Liebe zur Tugend und ein ruhiges, natürliches Ende.“ Solche Darstellungen finden sich auf chinesischen Münzen, auch auf Theetassen. Chinesische Schuhe haben oft auf der Spitze ein Stück von schwarzem Sammet aufgenäht, daß die Form eines Fledermausflügels zeigt. Diese Schuhe heißen „Glückschuhe.“ Natürlich hat auch die Volksmedizin sich die merkwürdigen Eigenschaften des Maulwurfs und der Fledermaus zu Nutzen gemacht. Mit dem Blut eines Maulwurfs suchte man früher den Haarwuchs an kahlen Stellen herbeizuführen, und in Mecklenburg werden noch heute die Warzen durch das Blut eines Maulwurfs vertrieben. Das Fledermausblut, gewöhnlich noch mit anderen Dingen gemischt, soll gegen Uebelbefinden aller Art wirksam sein. In Mecklenburg wird ein lebender Maulwurf zu Asche verbrannt, und diese dem Kranken verabreicht, um ihn von Strofeln zu heilen. Auch die Fledermaus wird zu Asche verbrannt. Die römischen Frauen sollen, nach Moschion, diese Asche in Wein genossen haben, um ihre Kinder nähren zu können. Das Schmalz der Fledermaus gilt den Schwaben als schlafbringendes Mittel, wenn die Schläfe damit eingerieben wird. Forstius berichtet von einem „Fledermaus-Öel“, das aus 12 Fledermäusen bereitet und mit verschiedenen Ingredienzien gesotten wurde und „dienlich für das Gliederwehe“ war. Die Siebenbürger Sachsen brauchen zu Asche verbrannte Maulwurfschäure mit Honig vermischt gegen Halsübhel. Die Pommeren und Schwaben waschen den Maulwurf, um ihre Haare zu bestreichen, wenn sie ihre Farbe ändern wollen. In einem alten Liede wird der Maulwurf folgendermaßen gerühmt: „Das Herz getrodnet und gepülvert eingenommen, es hilft und hehlet, so man einen Bruch bekommt. So man mit Maulwurfsblut den

kahlen Kopf thut schmieren, mit frischen Haaren kann es solchen wieder zieren.“ —

Physikalisches.

en. Ueber die erste Vorführung des flüssigen Wasserstoffs durch Prof. Dewar bei Gelegenheit der Centenarfeier der Royal Institution liegen jetzt genauere Nachrichten vor. Zum erstenmal wurden ganze Gefäße voll flüssigen Wasserstoffs gezeigt und zur Besichtigung im Auditorium herumgegeben. Bisher war die flüssige Luft die kälteste Flüssigkeit, aber die Temperatur des flüssigen Wasserstoffs liegt noch so viel niedriger, daß er bei der Temperatur flüssiger Luft siedet. Immerhin erhält sich der Wasserstoff am längsten flüssig, wenn er von flüssiger Luft umgeben ist. Der flüssige Wasserstoff ist eine wasserhelle durchsichtige Substanz, in der stets ein weißlicher Niederschlag zu sehen ist. Dieser besteht aus fester Luft, und es ist vorläufig unmöglich, ihre Beimischung zu vermeiden. Sobald nämlich ein Gefäß mit flüssigem Wasserstoff geöffnet wird, erniedrigt sich die Temperatur der Luft in Verührung mit der Flüssigkeit so stark, daß die Luft zunächst flüssig wird und dann gefriert. Um zu beweisen, daß die vorgefetzte Flüssigkeit wirklich nichts anderes als Wasserstoff war, brachte Prof. Dewar an eine kleine Menge davon ein Licht, worauf der Tropfen mit glänzender Flamme zerfiel. Von seiner außerordentlich geringen Dichte gab der Forscher dadurch eine Vorstellung, daß er einen Noth hineinwarf, der nicht an der Oberfläche schwimmen blieb, sondern wie Blei unter sank. Eine Reihe von Experimenten veranschaulichte die niedrige Temperatur des flüssigen Wasserstoffs. Ein fester Körper, der nur für kurze Zeit hineingetaucht war, war nach dem Herausnehmen so kalt, daß sich die umgebende Luft als Flüssigkeit auf ihm niederschlug und in großen Tropfen herabfiel. Wurde eine Röhre voll flüssiger Luft in flüssigen Wasserstoff hineingetaucht, so wurde ihr Inhalt sofort fest. Daß dieses „Eis“ doch nichts anderes war als Luft, sah man daran, daß es in der gewöhnlichen Temperatur nicht nur wieder schmolz, sondern sich ohne jeden Rest verflüchtigte. Wurde ein leeres Gefäß für kurze Zeit in die Kälte dicht über den flüssigen Wasserstoff gebracht, so füllte es sich zusehends mit flüssiger Luft in Gestalt von Schnee. Auch Sauerstoff, der in einer versiegelten Röhre in den flüssigen Wasserstoff getaucht wurde, gefror schnell, um dann später, nachdem er herausgenommen, wieder erst flüssig und dann gasig zu werden. Ein in flüssigen Wasserstoff getauchter Schwamm, der später in ein magnetisches Feld gebracht wird, scheint magnetische Eigenschaften zu zeigen, die aber nur eine Folge der Verdichtung des Sauerstoffs aus der Luft durch die Temperaturerniedrigung sind, indem nämlich der Sauerstoff magnetisch wirkt, Wasserstoff selbst dagegen verhält sich gegenüber einer Magnetenadel neutral. Es war außerordentlich schwer, die wirkliche Temperatur des flüssigen Wasserstoffes zu messen, da von den Thermometern, die gewöhnlich zur Bestimmung sehr niedriger Temperaturen benutzt werden, jedes eine verschiedene Angabe machte. Endlich gelang es Dewar, von zweien, einem Gas-thermometer und einem neusilbernen elektrischen Thermometer, den gleichen Betrag, nämlich 21 Grad absolute Temperatur oder 252 Grad unter dem Gefrierpunkt zu erhalten. —

Humoristisches.

— Sachsen auf Reisen. „Z hab'ch wieder de Bodanil derheeme gelassen, nu is' glidlich der ganze Schbaas vo der Reese zum Deisl!“ —

— Erster Gedanke. Finanzmann: „... So, Sie sind Professor der Astronomie!... Nu, und was wirst S'ne' ab so e' neuentdecker Komet?“ —

— Galant. Wächter (in den städtischen Anlagen): „Halt! mein schönes Fräulein, den Nasen dürfen Sie nicht beschweben!“ —

Notizen.

— Der auch in Berlin bekannte bairische Hofschauspieler Emil Drach wurde in Wien plötzlich tobsüchtig. —

— In der philosophischen Fakultät in Göttingen wurde ein neuer Lehrstuhl für Technologie mit besonderer Berücksichtigung des Eisenbahnwesens (für Juristen) eingerichtet. Prof. Eugen Meher liest dieses Stolle vom nächsten Winter ab. —

— Während der Pariser Weltausstellung soll in Paris eine deutsche Oper eingerichtet werden. Die Wagner-Oper soll besonders gepflegt werden. —

— Ein Bild des Entwicklungsganges der französischen Industrie im 19. Jahrhundert soll dem Generalatolog der französischen Industrie-Aussteller auf der Weltausstellung als Einleitung dienen. —

— Die Deutsche Geologische Gesellschaft wird vom 13. bis 16. September d. J. in München ihre allgemeine Generalversammlung und zugleich die Feier ihres 50jährigen Bestehens abhalten. —